
Experten behaupten, die Wirtschaft müsse wachsen, damit unser Wohlstand erhalten bleibe. Aber stimmt das überhaupt?

Text Thomas Schenk

Illustration Jörg Dommel

Nie ist genug



Es gibt wenige Zusammenhänge in der Wirtschaft, die schwieriger zu durchschauen sind als das Wachstum. Ohne Wirtschaftswachstum, behaupten Unternehmer, Wirtschaftsliberale und bürgerliche Politiker, drohe der Kollaps. Die Arbeitslosigkeit nehme zu, der Wohlstand ab.

Für Laien ist dieser Zusammenhang nicht offensichtlich. Die Erfahrung lehrt, dass nichts ewig wachsen kann. Auch ist schwierig einzusehen, was an Stagnation schlimm sein soll. Blicke nicht einfach alles, wie es ist? Das wäre zumindest in der Schweiz für viele ein erfreulicher Zustand.

Die Wachstumsbefürworter haben die Geschichte auf ihrer Seite. Mit der Industrialisierung hat sich das Leben der Menschen in den letzten zweihundert Jahren deutlich verbessert, von der Ernährung über die Medizin bis zur Bildung. Die Lebenserwartung ist gestiegen.

Wachstumskritiker halten dagegen, ein Grossteil der Menschheit sei von dieser Entwicklung ausgeschlossen, die Kluft zwischen Arm und Reich vergrössere sich. Umweltschützer und selbst der Papst warnen, fortschreitendes Wachstum zerstöre unsere Lebensgrundlagen. Sie verlangen eine Abkehr vom Wachstumskurs.

Die Bewegung ist überaus heterogen: Nebst den Minimalisten, die freiwillig verzichten (siehe S. 56), gehören ökoliberale Modernisierer dazu, die grünes Wachstum als Lösung betrachten, oder Ökomarxisten, die ein neues Wirtschaftssystem anstreben.

Die Auseinandersetzung zwischen Befürwortern und Gegnern des Wachstums gehört zu den grossen Debatten unserer Zeit. Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse hat unter warum-wachsen.ch eine eigene Website eingerichtet, die seine Sicht der Dinge darlegt. Kritiker publizieren Bücher wie «Wohlstand ohne Wachstum» oder «Es reicht! Abrechnung mit dem Wachstumswahn». Auf beiden

Seiten stehen ausgewiesene Experten, sogar Nobelpreisträger. Was sind ihre Argumente? Worum dreht sich der Streit?

Was ist mit Wachstum gemeint?

Die Wirtschaft wächst, wenn der Wert aller Güter und Dienstleistungen, die in einem Wirtschaftsraum hergestellt und verkauft werden, zunimmt. Als Indikator wird meistens die reale Veränderung des Bruttoinlandsprodukts (BIP) verwendet; real heisst ohne den Einfluss von Preissteigerungen. Die Wirtschaft kann quantitativ wachsen, wenn mehr Arbeit, Kapital oder Rohstoffe eingesetzt oder Güter effizienter produziert werden. Oder sie kann qualitativ wachsen, wenn Produkte besser werden, Autos komfortabler, das Fernsehbild schärfer.

Gehört Wachstum zum Wesen des Menschen?

Der Mensch, sagt die liberale Denkfabrik Avenir Suisse, strebe stets nach mehr. Egal ob beim Reisen, Essen oder Kleiderkaufen: er will mehr vom selben und zugleich auch immer Neues. Wachstum ist die logische Konsequenz davon.

Wachstum ist in der Wirtschaft so selbstverständlich, dass man von ihm spricht, selbst wenn es ausbleibt: Es heisst dann Null- oder Negativwachstum. Der sprachlichen Dominanz unterwerfen sich auch die Kritiker: In Frankreich, wo ihre Bewegung vor zehn Jahren ihren Anfang nahm, heisst sie *Décroissance*, oft ist von *Degrowth* und *Postwachstum* die Rede.

Wachstum ist ein junges Phänomen: Während Jahrtausenden wuchs die Wirtschaft nicht, sie war stationär, und das Gros der Menschen hatte kaum genug zum Leben. Als sich Anfang des 19. Jahrhunderts die Produktion beschleunigte, hielten Ökonomen wie David Ricardo dies für eine vorübergehende Erscheinung. Dann aber führte die Industrialisierung mit dem Einsatz von Kohle und Ma-

schinen zu einem ungeahnten Aufschwung. Inzwischen hat sich diese Entwicklung verlangsamt: Seit der Finanzkrise von 2008 stagniert die Wirtschaft in vielen Industrienationen. Es gibt Ökonomen, die in weiten Teilen Europas einen hundert Jahre dauernden Stillstand für möglich halten.

Braucht es Wachstum, um die Armut zu überwinden?

Die Uno und die Weltbank sind sich einig: Je grösser die Wirtschaftsleistung, desto mehr Geld fliesst den Armen zu. Tatsächlich sinkt die Zahl der Menschen, die in Armut leben. Dazu gehört für die Weltbank, wer pro Tag weniger als 1 Dollar 90 zum Leben hat. 1990 waren es rund 2 Milliarden Menschen, 2015 sind es noch 700 Millionen. Diese Entwicklung ist vor allem auf das Wirtschaftswachstum in China und Indien zurückzuführen. In den afrikanischen Staaten südlich der Sahara bleibt die Armut gross. 35 Prozent der Bevölkerung, 350 Millionen Menschen, leben dort unter der Armutsschwelle.

Die Früchte des Wachstums sind ungleich verteilt. Zwischen 1820 und 1992 konnten die reichsten 10 Prozent der Weltbevölkerung ihr Einkommen um das Zehnfache steigern, die ärmsten 20 Prozent hingegen nur um das Dreifache. Dabei profitierten die Länder unterschiedlich: China oder Indien gelang es aufzuholen, in den meisten Entwicklungsländern hat sich an der Armut nicht viel geändert.

Auch innerhalb der Länder wirkt sich Wachstum unterschiedlich aus: Seit den 1980er Jahren tröpfelt der Profit der wachsenden Wirtschaft nicht mehr von den Reichen zu den Armen. Mit diesem *Trickle-down-Effekt* hatte US-Präsident Ronald Reagan damals Steuersenkungen für die Reichen gerechtfertigt. Angesichts dieser Ungleichheiten fordert die globalisierungskritische Organisation Attac eine stärkere Umverteilung und ein allgemeines Grundeinkommen, wie es in der Schweiz im Juni abgelehnt wurde.



Serge Latouche, einer der Vor-denker der Wachstumskritiker, lehnt den über das Einkommen definierten Begriff von Armut grundsätzlich ab. Für ihn ist ein gutes Leben nicht davon abhängig, wie viel Geld jemand zur Verfügung hat – solange es ausreicht, sich selbst zu versorgen. Er sieht die Lösung in einem Umbau des Wirtschaftssystems, weg von globalen Märkten, hin zu regionaler Versorgung. Ein Mittel dazu wären neue Zölle und Handelschranken gegen den globalen Warenverkehr. Hier erhalten die linken Wachstumskritiker Unterstützung von rechts, von Marine Le Pen vom Front national bis zu Donald Trump. Die weltweite Arbeitsteilung würde damit wieder rückgängig gemacht, Turnschuhe, Smartphones und andere Konsumprodukte würden teurer.

Ist Vollbeschäftigung nur mit Wachstum möglich?

In der Vergangenheit hat das Wachstum viel Arbeit geschaffen. Wenn hingegen die Wirtschaft schrumpft, schnell die Arbeitslosigkeit in die Höhe, in Spanien oder Griechenland auf über 20 Prozent. Unter den 15- bis 24-jährigen ist sogar jeder zweite ohne Stelle. Lässt sich das Wachstumsmodell in Zukunft fortschreiben?

Anders als früher, als mit dem technologischen Fortschritt stets mehr neue Stellen geschaffen als alte zerstört wurden, soll der Einsatz von Computern mit künstlicher Intelligenz zu deutlich weniger Jobs führen.

Tatsächlich übernehmen Rechner vermehrt auch anspruchsvolle Tätigkeiten, wie selbstfahrende Autos, 3-D-Drucker und autonome Roboter zeigen. Eine Studie der Oxford University schätzt, dass in den USA fast die Hälfte der heutigen Jobs verloren gehen. Schwer vorzusagen bleibt, wie viele bisher unbekannte Arbeitsmöglichkeiten die Zukunft bringen wird.

Einen Ausweg sehen die Wachstumskritiker in einer Reduktion der Arbeitszeit. Das ist kein neuer Ansatz: Zwischen 1940 und 1990 fiel die Wochenarbeitszeit in der Schweiz von durchschnittlich 48 auf 42 Stunden. Heute beträgt sie 41,7 Stunden – wir arbeiten ebenso lang wie vor 25 Jahren, obwohl die Produktivität weiter gestiegen ist.

Weniger bezahlte Arbeit, sagt der Umweltökonom Niko Paech, schaffe Raum für Selbstversorgung. Er hält 20 Stunden Erwerbsarbeit für ausreichend, die restliche Zeit lasse sich nutzen, um Gemüse zu pflanzen, Dinge zu flicken und sich um andere Menschen zu kümmern. Es ist allerdings zweifelhaft, ob sich

damit die absehbaren weltweiten Nahrungsmittelengpässe (durch die wachsende Bevölkerung und den steigenden Bedarf an Fleisch und Milchprodukten) beheben lassen. Auch bleibt unklar, wie einer sein iPhone oder Elektrobike ohne abgeschlossenes Ingenieurstudium reparieren kann.

Gleichzeitig sollen einzelne Sektoren gefördert und neue Stellen geschaffen werden, im Bereich der erneuerbaren Energien, der biologischen Landwirtschaft oder der Pflege, wo sich die Effizienz nicht gross steigern lässt. Stark rationalisierte (und umweltbelastende) Sektoren wie die Automobil- oder Textilindustrie sollen hingegen schrumpfen.

Gibt es natürliche Grenzen des Wachstums?

Schon im 2. Jahrhundert warnte der römische Philosoph Tertullian vor der drohenden Überbevölkerung, Ende des 18. Jahrhunderts sah der englische Pfarrer und Ökonom Thomas Malthus Hungersnöte und Verelendung heraufziehen. Und in den 1970er Jahren veröffentlichte der Club of Rome seine Simulationsrechnungen und prophezeite der Menschheit die «Grenzen des Wachstums», was die Verfügbarkeit von Rohstoffen und die Umweltverschmutzung betrifft.



Warum hat sich keine dieser Prognosen erfüllt? Weil der Erfindergeist des Menschen unterschätzt wurde. Dank neuen Agrartechniken, Bewässerung und Kunstdünger gelang es Landwirten, ihre Ernten zu steigern. Die wachsende Nachfrage nach Energie konnte ab den 1970er Jahren aus neuen Erdölquellen gedeckt werden, zudem wurden die Rohstoffe effizienter genutzt.

Weshalb, fragen Wachstumsbefürworter, soll es nicht auch in Zukunft gelingen, die natürlichen Grenzen zu verschieben? Dank einer wachsenden Wirtschaft, argumentiert Economiesuisse, stehen die Mittel bereit, um umweltfreundliche Technologien zu entwickeln. Der Wirtschaftsdachverband hält deshalb exponentielles Wachstum, bei dem sich das BIP jedes Jahr um einen konstanten Faktor erhöht, auf unbestimmte Zeit für möglich.

Daran glauben die Wachstumskritiker nicht. Bereits heute, sagt der Sozialpsychologe Harald Welzer, habe die Menschheit die natürlichen Grenzen überschritten oder sei dabei, es zu tun. Untersuchungen zeigen, dass der Mensch die Artenvielfalt so stark dezimiert hat, dass die Ökosysteme auf der Hälfte der Landfläche der Erde nicht mehr ausreichend funktionie-

ren. Es wird auch befürchtet, dass die CO₂-Konzentration in der Atmosphäre schon in 15 oder 20 Jahren den kritischen Wert überschreitet, der zu einem Temperaturanstieg von über 2 Grad führt. Das hätte unkontrollierbare Risiken zur Folge.

Wachstumsbefürworter wie die Denkfabrik Avenir Suisse verweisen auf die verbesserte Energie- und Materialeffizienz. In der Schweiz hat sich der Ausstoss an Treibhausgasen pro Franken des BIP zwischen 1990 und 2013 tatsächlich um 30 Prozent reduziert, und es werden auch weniger Rohstoffe verwendet. In den Statistiken fehlen jedoch der Materialverbrauch und die Emissionen, die wir exportieren, indem wir Güter wie Turnschuhe, Handys oder Rindsfilets aus dem Ausland beziehen.

Zudem wird ein Teil der Effizienzgewinne durch den sogenannten Rebound-Effekt vernichtet. Das lässt sich am Beispiel des Fiat Cinquecento veranschaulichen. Als der Wagen 1957 auf den Markt kam, verbrauchte er viereinhalb Liter Benzin auf 100 Kilometer, das neueste Modell braucht trotz einem halben Jahrhundert technischen Fortschritts in der Motortechnik gleich viel. Der Grund: Der neue Wagen ist mehr als doppelt so schwer wie der alte. Der Rebound-

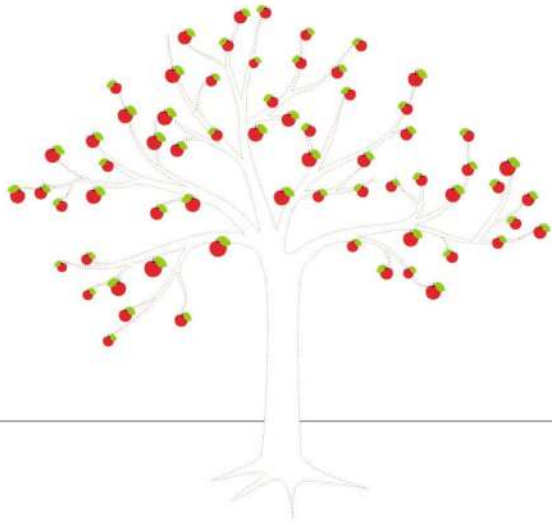
Effekt wirkt auch, wenn sich Dinge effizienter produzieren lassen und dadurch günstiger werden – mit der Folge, dass wir mehr davon konsumieren oder das gesparte Geld für andere Güter ausgeben.

Macht Wachstum glücklich?

Mit dieser Frage beschäftigen sich Glücksforscher seit langem, ohne zu eindeutigen Ergebnissen zu kommen (siehe S. 24). Zwar fühlen sich reichere Menschen generell glücklicher als ärmere. Doch mit steigendem BIP flacht der positive Effekt auf die Zufriedenheit ab.

Der Ökonom Richard Easterlin entdeckte diesen Zusammenhang in den 1970er Jahren für die USA. Unlängst hat er ihn für China nachgewiesen: Obwohl sich die Wirtschaftsleistung zwischen 1990 und 2010 vervierfachte, ist die Mehrheit der Chinesen nicht zufriedener geworden. Dass Wachstum das Glück nicht unbegrenzt mehrt, zeigt sich in der Schweiz: das BIP pro Kopf erhöhte sich über die letzten zehn Jahre real um 10 Prozent, die Lebenszufriedenheit veränderte sich nicht.

Warum ist das so? Eine Erklärung lautet: Sind die grundlegenden Bedürfnisse einmal befriedigt, wird anderes wichtiger – Gesundheit, Familie oder Bildung. Eine andere sieht den positiven Effekt



eines höheren Einkommens durch die wachsende Ungleichheit zu nichte gemacht. Für reiche Industriestaaten zeigen Forschungen, dass sich Menschen an mehr Konsumgüter gewöhnen. Zudem hängt die Zufriedenheit nicht nur vom absoluten individuellen Wohlstand ab, sondern auch davon, ob man mehr oder weniger hat als andere.

Lässt sich die Altersvorsorge ohne Wachstum sichern?

Die Menschen werden älter und beziehen länger eine Altersrente, die zum Grossteil über Lohnabzüge oder Steuern finanziert wird. Heute kommen in der Schweiz auf 100 im Erwerbsleben stehende Personen 29 Rentner, in 30 Jahren werden es 45 sein. Für den Ökonomen Karl-Heinz Paqué ist deshalb klar: Nur wenn die Wirtschaft wächst, ist es möglich, die Renten einer alternden Gesellschaft zu finanzieren. Bleibt das Wachstum aus, gibt es drei Möglichkeiten: Die Renten werden gekürzt, die Beiträge der Berufstätigen erhöht, oder das Rentenalter wird heraufgesetzt. Alle drei Massnahmen sind unpopulär und politisch schwer durchsetzbar.

Linke Wachstumskritiker wie der Politikwissenschaftler Ulrich Brand lehnen die Erhöhung des Rentenalters als einseitige Belas-

tung von Rentnern ab. Zur Sicherung der Renten schlägt er höhere Steuern und eine Umverteilung vor: Wer mehr verdient, soll mehr abgeben. Rechtskonservative Wachstumskritiker – die gibt es auch – sehen andere Lösungen. So will der deutsche Sozialforscher Meinhard Miegel Betreuungsleistungen und andere Aufgaben wieder der traditionellen Familie übertragen und im Gegenzug den Sozialstaat abspecken.

Gibt es technischen Fortschritt ohne Wachstum?

Wirtschaftswachstum wird vom technischen Fortschritt angetrieben. Basis dafür sind Investitionen: In der Hoffnung, Geld zu verdienen, kaufen Unternehmen Maschinen und entwickeln Produkte. Da ein Teil der Investitionen mit Krediten finanziert wird, müssen die Firmen einen Mehrwert erwirtschaften, um das geliehene Geld mit Zinsen zurückzahlen zu können. Die Wirtschaft muss wachsen.

Auf diesen Antrieb wollen Wachstumskritiker wie der britische Umweltökonom Tim Jackson nicht ganz verzichten. Doch er möchte die Investitionen auf ökologische und arbeitsintensive Branchen beschränken: erneuerbare Energien, ressourcenschonende Technik, langlebige Produkte.

Weil aber in einer Wirtschaft, die nicht wächst, weniger Mittel bereitstehen, um umweltfreundliche Technologien zu entwickeln, verlangt Jackson öffentliche Zuschüsse für Investitionen in Zukunftsbranchen. Damit verbunden ist das Risiko, dass der Staat auf die falschen Sektoren setzt.

Ist Kapitalismus ohne Wachstum möglich?

Das heutige Wirtschaftssystem ist auf Wachstum angewiesen, ob es um Armut, Vollbeschäftigung oder Altersvorsorge geht. Bleibt Wachstum aus, wird das System instabil. Soziale Krisen wie in Spanien oder Griechenland sind die Folge. Diesen Zusammenhang stellen Wachstumskritiker nicht in Frage, ziehen aber konträre Schlüsse daraus: Sie verlangen ein anderes Wirtschaftssystem.

Radikale Wachstumskritiker wollen den Kapitalismus überwinden, liberale und soziale Modernisierer halten eine Transformation für möglich. Erstere setzen auf neue Produktions- und Lebensweisen, in denen nicht globale, sondern regionale Märkte die Hauptrolle spielen. Dazu gehören Genügsamkeit und Selbstversorgung, während Vollbeschäftigung oder Altersrente an Bedeutung verlieren.

Letztere wollen den Kapitalismus bändigen, und zwar mit Hilfe des Staates: Ökologische Sektoren sollen gefördert, umweltschädigende Bereiche verboten oder mit hohen Umweltsteuern belegt werden. Die Arbeitszeit wird verkürzt, Bildung und Gesundheitswesen werden gefördert, Werbung, als Treiber des Konsums, wird eingeschränkt.

Ob das noch Kapitalismus ist, darüber gehen die Meinungen auseinander.

Thomas Schenk ist freier Journalist; er lebt in Zürich.